Nr. 337. 38. Jahrgang — Abend-Ausgabe. — Dienstag, 6. Juli 1909

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Der Reichsfinanzminister.

Der Reichsschatzsekretär Sydow hat abgewirtschaftet. Selbst in unseren kryptoabsolutistischen Zuständen ist er unmöglich geworden. Wenn Herr Sydow im Reichstage von seinem „Standpunkt" spricht, dann windet sich das ganze Haus in Lachkrämpfen und Graf Stolberg verliert die Gewalt über seine Glocke. In der Person des Schatzsekretärs Sydow wurde das Unzulängliche Ereignis. Er versichert zwar selbst, daß er noch keine Gesundheitsrücksichten empfindet; aber im rechten Augenblick wird er sie schon spüren. Sobald die Reichsfinanzreform von Schnapsblocks Gnaden verabschiedet ist, wird es heißen: Reinhold geht, und nimmer kehrt er wieder.

Es ist nicht ganz leicht, für Herrn Sydow etwas Sympathie aufzubringen. Eine vielleicht nicht einfache, aber sicher sehr dankbare Aufgabe war ihm gestellt; er sollte die Reichsfinanzen sanieren. Nicht bloß die verbündeten Regierungen, sondern auch die Wähler waren von der Notwendigkeit der Aufgabe überzeugt. Im Reichstage hatte der Nachfolger des Freiherrn v. Stengel eine sichere Mehrheit. Mehr Chancen kann ein Staatsmann nicht haben. Herr Sydow hat alles „verkorkst", die Oeffentlichkeit durch Geheimtuerei vor den Kopf gestoßen, die verbündeten Regierungen mißtrauisch gemacht und den Block ruiniert. Was er auch anfaßte, er machte es falsch. Er war eine Enttäuschung wenigstens für diejenigen, die auf ihn ihre Hoffnung gesetzt hatten. Wir dürfen von ihm sagen, daß wir ihm schon seit der leichtfertigen Rede, die er als Unterstaatssekretär des Reichspostamts über die Beseitigung des Ortsportos hielt, nichts mehr zugetraut haben. Wer als Vertreter der postalischen Interessen so gleichmütig einen Verkehrsfortschritt kaput machen hilft, von dem war auch für die Reichsfinanzreform nichts zu erwarten.

Immerhin, Herr Sydow ist nicht an seiner eigenen Unzulänglichkeit allein zugrunde gegangen. Auch der schiefen Stellung, in der sich der Reichsschatzsekretär befindet, muß ein Teil seines Mißerfolges zugeschoben werden. Das Amt eines Reichsschatzsekretärs ist seiner ganzen Natur nach im Reich das wichtigste neben dem des verantwortlichen Reichskanzlers. Die Schatzkanzler und Finanzminister sind in allen konstitutionellen Staaten die nächsten nach dem Premierminister und oft genug die heimlichen Lenker der Kabinette, weil sie den Daumen auf den Beutel halten. Wer war denn in den neunziger Jahren der eigentliche Ministerpräsident in Preußen? Doch nicht Caprivi, Eulenburg und Hohenlohe, sondern Miquel. Und selbst Herr v. Rheinbaben, den wir nicht in einem Atem mit Miquel nennen möchten, ist gemäß dem Schwergewicht seiner ganzen Stellung der Regulator der preußischen Maschine. Das drückt sich auch in seinen Befugnissen aus. Der preußische Finanzminister hat ein Veto, das seinen Kollegen nicht zusteht. Was er verbietet, das darf nicht geschehen. Es ist um Grunde nur das Prinzip, daß man kein Geld ausgeben kann, das man nicht hat.

Im Deutschen Reich, das doch noch etwas mehr als das Königreich Preußen zu bedeuten hat, gibt es ähnliche Hemmungen nicht. Der Reichsschatzsekretär hat kein Vetorecht, er hat nicht einmal den Einfluß, den die konstitutionelle Verantwortlichkeit mit sich bringt. Er ist genau so ein Hilfsarbeiter des verantwortlichen Reichskanzlers, wie der Staatssekretär des Reichsjustizamts, der Reichspost, der Kolonien, der Marine, des Auswärtigen Amtes und des Inneren. Ja, der Staatssekretär des Inneren darf ihm gegenüber sogar noch als Vertreter des Reichskanzlers einen Vorsprung beanspruchen. Selbstverständlich kann auch ein unverantwortliches Amt durch die Tüchtigkeit seines Leiters gehoben oder heruntergedrückt werden, aber bis zu einem bestimmten Grade kommt es doch immer auf die Befugnisse an, die ein Amt dem Träger mit auf den Weg gibt.

Man wird sich auch nicht damit trösten können, daß Fürst Bülow, der verantwortliche Reichskanzler, zufällig von Finanzfragen keinen blauen Dunst hatte, und daß es unter seinem Nachfolger besser werden wird. Vielleicht kommt ein neuer Kanzler, der von den finanziellen Bedürfnissen des Reiches ebensowenig versteht. Und selbst wenn in dieser Beziehung eine Besserung eintritt, dann bleibt doch der Reichsschatzsekretär ein schwankendes Rohr in den Händen des Reichskanzlers auf der einen und in den Händen der verbündeten Regierungen auf der anderen Seite. Er muß endlich auf eine feste Grundlage gestellt werden. Wir haben immer wieder auseinandergesetzt, daß der Tausendkünstler, der heute als Reichskanzler die Geschicke des Deutschen Reiches leiten soll, gar nicht gefunden werden kann. Es ist einfach physisch unmöglich, daß sich der Kabinettschef des Deutschen Reiches um alles bekümmert. Die Personalunion der Reichsgeschäfte muß notwendig einer Kollegialverfassung weichen. Aber das Allerwichtigste ist doch, solange wir keine verantwortlichen Reichsminister haben, daß wir wenigstens einen verantwortlichen Reichsfinanzminister bekommen.

Augenblicklich sieht es ja so aus, als wollte der schwarze Block wenigstens auf dem Papier die neuen Steuern in Höhe von 500 Millionen „durchpeitschen". Und doch ist alle Welt davon überzeugt, daß es mit diesem Betrage nicht sein Bewenden haben kann. Die Einzelressorts werden für Heer, Marine, Beamtenbesoldungen, soziale Aufgaben und Justizreformen ihre Ansprüche anmelden. Die Einzelstaaten werden wieder, wie so oft schon, fordern, daß sie von ihren Verpflichtungen gegen das Reich entlastet werden. Der Reichsschatzsekretär wird sich wieder wie der Gatte der Frau Marte Schwerdtlein genötigt sehen, für die Reichsämter und die verbündeten Regierungen Brot zu schaffen, „und Brot im allerweitsten Sinn". Was soll er denn anders tun, als wieder auf Reichskosten Schulden zu machen und in ein paar Jahren mit einer neuen Finanzreform an den Reichstag heranzutreten?

Die heutige Stellung eines Reichsschatzsekretärs ist unwürdig; sie korrumpiert ihren Repräsentanten und hindert tüchtige Männer, sie zu erstreben. Der Leiter der Reichsfinanzen muß ein Programm und Haare auf den Zähnen haben, um die Einnahmen und Ausgaben des Reiches miteinander in Einklang zu bringen. Er muß aber gleichzeitig einen Rückhalt in seiner Stellung finden. Sonst ist er doch nur Wachs in den Händen des Bundesrats. Ein verantwortlicher Reichsfinanzminister bedeutet vielleicht den ersten Schritt zur Parlamentarisierung des Deutschen Reiches. Aber wir werden aus der Reichsfinanzmisere nicht herauskommen, solange wir ihn nicht haben.

*

Herr Hanotaux über die deutsche Krisis.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 6. Juli.

Der frühere Minister Hanotaux beschäftigt sich im „Journal" mit der deutschen Krise. Er kommt zu dem Schluß, daß der Kaiser Herr der Situation sei, aber nur so lange, als er dem neuen Block sich unterordnet. Nicht nur die Zukunft der Liberalen Deutschlands, sondern auch die wirtschaftliche und soziale Zukunft dieses Landes ständen auf dem Spiel. Die jetzige Krise bedeute mehr als einen Rückschritt zum Absolutismus. Wenn Deutschland wie einen Felsblock den Widerstand der alten Traditionen dem Fortschritt aller übrigen Mächte entgegenstellt, so kann das den europäischen Staaten nicht gleichgültig sein. Ueber Bülow sagt Hanotaux: „Er wollte als ein geistreicher Mann gelten und dieser Ruhm ist ihm geworden. Zuweilen hörte man sogar in seinen Reden einen Widerhall aus den Zeiten Bismarcks. Weiter geht allerdings die Aehnlichkeit beider Männer nicht. Bismarck sprach gewaltig, ohne ein Redner zu sein. Bülow hat nie die Kraft besessen, es mit diesem Riesen aufzunehmen, aber er hat es zuweilen versucht. Eines Tags ließ er sich durch die Macht der Geste zu einer Geste der Macht verleiten. Er sprach Dinge im Reichstag aus, die selbst ein Bismarck nur hinter den Kulissen gesagt hat. Aber durch seinen Aufschwung fortgerissen, verlor er das Gleichgewicht, und als er zu richten wagte, war er selber gerichtet."

England in Erwartung des Zaren.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

β **London**, 6. Juli.

Anläßlich der Anwesenheit des Zaren wird am 31. Juli eine Flottenrevue in Portsmouth stattfinden, zu der König Eduard am 30. Juli in Cowes eintrifft. Die Jacht des Zaren wird den Ankerplatz erhalten, den schon wiederholt die „Hohenzollern" einnahm. Es ist offizieller Befehl erteilt worden, daß das Schlachtschiff „Jupiter", das Flaggschiff des Konteradmirals Bush, die britische Flotte bei der Anwesenheit des Präsidenten Fallières am 17. und 18. Juli in Le Havre vertreten soll. Man schließt daraus, daß französische Kriegsschiffe den Zaren bei seiner Reise nach Cowes zur britischen Flottenparade begleiten werden.

Die Arbeiterpartei hat jetzt die polizeiliche Erlaubnis für ihr Protestmeeting gegen die Zarenreise, das am nächsten Sonntag auf dem Trafalgar Square stattfinden wird, erhalten. Reden werden von den Parlamentsmitgliedern Nansen, Macdonald, Keir Hardie, O'Grady, ferner von Bernard Shaw, dem Sozialisten Hyndmann und Aladin, einem Mitglied der russischen Duma, gehalten werden. Die Kundgebung wird voraussichtlich sehr scharfe Formen annehmen, da die extremsten Richtungen der Sozialisten vertreten sind.

*

Die vor einiger Zeit bereits angekündigten **Verschiebungen in der russischen Diplomatie** sind jetzt tatsächlich erfolgt. Wie nach einer Meldung aus Petersburg amtlich bekannt gegeben wird, tritt an Stelle des zum Botschafter in Madrid ernannten Gesandten in Stockholm, Baron Budberg, der bisherige Gesandte in Belgrad, Sergejew, der durch den bisherigen Gesandten in Teheran, v. Hartwig, ersetzt wird. Zum Gesandten in Teheran wurde der Botschaftsrat in London, Poklewski-Koziell, ernannt. Die letzte Ernennung ist, wie bereits öfter hier betont wurde, auf englischen Wunsch erfolgt.

Die Londoner Protestkundgebungen gegen Dinghra.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

β **London**, 6. Juli.

Aus Anlaß der Ermordung des Oberstleutnants Wyllie durch den indischen Studenten Dinghra fanden aufs neue mehrere Protestmeetings der in London lebenden Inder statt, wobei es in einem der Versammlungslokale zu einem bemerkenswerten Zwischenfalle kam. Ein junger indischer Student protestierte gegen die der

Mein schönster Zahn.

Von [Nachdruck verboten.]

Professor Dr. **Max Buchner.**

Heute kauft man im Kongostaat das Elfenbein vom Schiff aus ein, auf der mächtigen Wasserstraße, die den Handel dort umgedreht hat. Früher aber war es anders. Da ging noch alles über Land, Hin- und Rückfracht auf den Schultern der Neger. Auch das Reisen des Europäers in diesen Gegenden war damals schwieriger. Man mußte überall eine Adresse und dazu einen Führer haben, und um diesen zu erhalten, mußte man hier und da Elfenbein kaufen. Von Wissenschaft war noch keine Rede, nur der Handel war ein Zweck.

Auch der Schreiber dieser Zeilen befand sich in einer solchen Lage, als er 1880, jetzt schon vor fast 30 Jahren, von Mussumba aus westwärts zog. Es war im Lande Mataba, einer Provinz des Lundagebietes, das jetzt ein toter Winkel geworden und politisch vernichtet ist, 8 Grad südlich vom Aequator und im Monat Juli auf der Höhe der Trockenzeit.

Mitten in dem gelben Strohmeer, das über Hügel und Täler wogte, winkten einige grüne Inseln, weithin sichtbare Manioffelder. Das bedeutete zehn Dörfer, ein kleines einsames Reich ohne nähere Nachbarschaft, das dem Häuptling Sainiambu gehörte.

Unser Erscheinen erregte ein unbeschreibliches Wohlgefallen, und mein Einzug war ungefähr fürstlich. Von allen Seiten stürzten die Menschen herbei, pfadlos durch das klirrende Stroh, um mich jubelnd zu begrüßen. Namentlich das schöne Geschlecht war begeistert wie noch nie, und ich zeigte mich dessen würdig, indem der Reitochs jetzt traben mußte, um meinen Eindruck zu verstärken. Mindestens fünfzig nackte Weiber, alte und junge, liefen neben und vor mir her, hielten mit kraftig gespreizten Händen ihre schlenkernden Brüste empor und schrien gellend in den höchsten Tönen. Diese vielen schlenkernden Brüste waren für die Gegner des Nieders ein sehr lehrreicher Anblick gewesen. Das Schlenkern war sichtlich unbequem, ja vielleicht sogar schmerzhaft, das heftige Laufen mit vollen Händen mochte nicht ganz leicht sein, überdies mußten die Hände zugleich sich auch sonst noch betätigen, da über den Rückseiten der Schönen kleine Zierden angebracht waren, die verloren zu gehen drohten, ganz kurze emporgerichtete Schwänzchen aus gestutzten Fasern, die aussahen wie ein Champagnerpfropf, und immer je eine Hand war nötig, um sich auf den Mund zu klopfen, damit das fremdige Juh tremulierte, wobei dann wieder das Schlenkern begann, wenigstens auf der einen Seite. Der Enthusiasmus dieser Schönen war aber einfach unbezähmbar, und die Konflikte, in die sie gerieten, ob sie ihre Brüste bändigen oder jene Schwänzchen in der richtigen Lage halten und zugleich ihre Mäuser beklopfen und so tremulieren sollten, gaben ihrem stürmischen Rennen einen besonderen Reiz.

So gelangten wir durch die Felder in das mittelste der Dörfer. Ein besonderer Baustil war nicht zu bemerken. Runde niedrige Pilzhütten in quadratischen Zäunen, ebenso wie in Mussumba, alle ziemlich gleich groß, und nirgends eine höhere Form, die eine Residenz sein konnte. Da standen in einiger Würde vier hohe herrschende Herren. Ich stieg von meinem Ochsen, und mit huldvollem Lächeln streckte ich jenem die Hand entgegen, der mir der beste von ihnen zu sein schien. Der wirklich beste, nämlich Sainiambu, stand aber ganz daneben. Mein Irrtum wurde sogleich korrigiert und nicht weiter beachtet.

Dieser Sainiambu war kurz und dick und machte ein vergnügtes Gesicht, war aber sehr verlegen. Auch war es schwer, mit ihm zu reden, namentlich in dem großen Lärm, der jetzt anwuchs. Denn die Weiber und auch die Männer trommelten noch viel eifriger auf ihre jauchzenden Mäuser. Man schien zu meinen, daß unser Lager hier auf dem Platz erstehen sollte. Das wäre aber schrecklich gewesen mitten in solcher Stimmbegabung und in solcher Lustbarkeit, zu der jetzt auch noch einige Holztrommeln wuchtig dröhnend mitwirken durften. Ich ritt deshalb ruhig weiter durch das laute Gedränge, hinter mir das Volk und die Träger, alles durcheinander, nach einem Waldsaum mit einem Bach.

Endlich hatten wir uns gruppiert. Nur die Minister stritten sich noch, wer auf den Kisten Platz nehmen durfte. Auf jeder saßen schließlich zwei, und es wurde Ruhe geboten, was aber nicht viel half. Wieder drückte ich dem Sainiambu mein allergrößtes Vergnügen aus, daß ich mich endlich bei ihm befand, und die Entgegnung war ungefähr auch so, nur noch viel intimer. Mein Dolmetsch war wieder recht ungeschickt, der Matabadialekt schien ihm schwer verständlich zu sein, und was gesagt wurde, schien verfänglich.

Natürlich war ich nur deshalb da, um mich hier dauernd niederzulassen und ein Kaufhaus zu errichten. Auch sollte es mir im Lande Mataba überaus gut gefallen. Deshalb habe der Sainiambu auch seine Töchter mitgebracht, um sie zu offerieren. Denn es sei sein höchster Wunsch, sich weiße Enkel erzeugen zu lassen. Das wurde nur mühsam herausgebracht. Der so schüchterne Dolmetsch schämte sich, zu übersetzen.

In holder Unschuld saßen die Mädchen vor ihrem Vater auf dem Boden. Sie waren alle noch sehr jung, die jüngste kaum entwickelt. Auch waren sie gar nicht unliebenswert, hatten ganz hübsche Gesichter, und ihre glatten geschmeidigen Körper, in ein mildes Braun getönt, waren sehr angenehm anzusehen. Zwei kupferne Ringe um die Knöchel, um den Hals drei rote Perlen und um die Hüften ein dünner Faden, von dem aus ein Bändchen sich herabbog und zwischen den Schenkeln nach hinten lief, wo es wieder der Faden hielt, waren die ganze Bekleidung außer ihrer Unschuld, und wenn mein Auge über sie hinglitt, machten sie züchtig die Handbewegung der medicäischen Venus, aber nicht theatralisch wie diese, sondern durchaus zielbewußt, indem sie das sich wölbende Bändchen in die Tiefe des Schoßes drückten. Der Schwerpunkt dieser leichten Bekleidung war auch hier das gestutzte Schwänzchen, das aussah wie ein Champagnerpfropf und hinten steif emporstand. Und auch die Frisuren waren schön, in zackigen Wülsten emporgekämmt.

Viel weniger anmutig war dagegen, was von mir geboten wurde, und doch erregte das eine Gier, wie ich sie nicht erwartet hatte. Schwedische Zündhölzchen, Kerzenstümpfchen und was sonst noch an Kleinigkeiten aus Europa vorhanden war, wurden wieder vorgezeigt, nichts aber war so wunderbar wie der Revolver und die Musik in der dunklen Dose. Die wollte Sainiambu sofort haben und mit Elfenbein bezahlen. Doch wurde das Thema der ernsten Geschäfte in längeren Reden hin und her endlich glücklich auf morgen vertagt, und die Gesellschaft verzog sich langsam, da die Stunde des Essens kam.

Auch die sechs leicht gekleideten Mädchen gaben mir nochmals schüchtern die Hand und verschwanden dann für immer. Ich habe sie niemals wieder gesehen. Der bleiche Fremdling mochte ihnen überhaupt nicht gefallen haben, und nachdem er sie auch noch verschmäht hatte, mieden sie ihn und blieben versteckt.

Früh am Morgen des nächsten Tages, in den Dörfern schlief man noch, ging ich hinaus in den triefenden Tau, um den Luembe, den Fluß, zu suchen. Er war immer noch fünf Kilometer entfernt. Jenseits hoben sich Bergkonturen. Von einem kahlen Hügel aus, der voll schwarzlicher Blöcke lag, sah man hinab in ein grünes Tal, ein Bild echt tropischer Pracht.

Bald eilten einige Männer herbei, neugierig aufgeregt und besorgt, was ich denn hier wollte, und begleiteten uns zurück. Was für Leute wohnen dort, hinter jenen Bergkonturen? Was für Leute wohnen nordwärts? Der Besitzer eines neuen Kahnes gab sich gefällig und mitteilsam. Er sagte, gegen Norden zu gebe es lange keine Menschen mehr, und erst nach zwei starken Tagen beginnen dort